

# Ottlie Wildermuth und Ottmar Schönhuth

Von Otto Borst

„Voll Dankbarkeit und Verehrung“ war „Frau Ottlie Wildermuth in Tübingen, der geistreichen Verfasserin der „Bilder und Geschichten aus Schwaben“ im Jahre 1854 ein hübsches, mit zarten Vignetten bekränztcs Erinnerungsbüchlein „an Tübingen“ gewidmet worden, „von dem Herausgeber“, dem damals vielgelesenen Ottmar F. H. Schönhuth. Man kennt ihn heute eigentlich nur noch in unseren Bibliotheken, den Wachbacher Pfarrer, der sein Leben (1806–1864) zwischen Schreiben, Predigen und Dichten aufgerieben hat: als unendlich fleißiger, aber immer auch vom romantischen Mythos angekränkelter Historiker, als kampflustiger Germanist und Herausgeber mittelalterlicher Handschriften (darunter der Nibelungen-Handschrift C), als Sänger mancherlei Lieder von Liebe und Leben, als verantwortlicher Schriftleiter wissenschaftlicher Zeitschriftenreihen, als Erzähler – man darf sagen – unzähliger, meist selbstgezimmerter Sagen, als Redakteur romantisierter, ins Heimatgeschichtliche übertragener Intelligenzblätter, schließlich, als Verfasser verschiedenster Erzählungen, Schauspiele, Biographien, religionsgeschichtlicher Unterweisungen und anderem mehr. Wohl keiner unter den Stiftern des 19. Jahrhunderts hat gleich ihm den seltenen Ruhm in Anspruch nehmen können, seit dem 30. Geburtstage nur zwei Jahre erlebt zu haben, an denen kein Buch mit dem eigenen Verfasser-namen die Druckerpresse verließ. Im ganzen hat es Schönhuth auf rund 140 Bücher und Schriften gebracht, nicht mitgerechnet alle die Aufsätze und Beiträge, die an fremder Stelle erschienen und noch etwa ein halbes Hundert ausmachen. Ein wahrhaft arbeitsreiches Leben also, das ihm Orden und Ehren gebracht hat – er war Mitglied beinahe aller Historischer Gesellschaften, die zwischen Bern und Bamberg einen Namen hatten –, das ihn zum vertrauten Freunde eines Silcher, Uhland, Laßberg, Kerner, Mörike u. a. gemacht hat und ihn dennoch, ganz im Gegensatz zu dem ihm vielfach verwandten Johannes Scherr, der als Züricher Professor endete, als einfachen Dorfpfarrer hat sterben lassen. Über das enge Geviert Dörzbach – Wachbach – Mergentheim – Edelfingen, in dem sich sein eigentliches Leben abgespielt hat, ist Schönhuth nur selten hinausgekommen. Das Hohenlohische ist dem Sindelfinger Advokatensohn zur Heimat geworden, für seine geschichtliche Erschließung hat er, besonders dann als langjähriger geistiger Initiator des Historischen Vereins, Unersetzliches getan, seine Wälder und Täler und Schlösser hat er in der unfreundlichen und unpersönlichen Atmosphäre „neu- bzw. „altwürttembergischen“ Ressentiments erst recht heimisch gemacht. Schönhuth ist vielleicht der überzeugendste, zumindest beredteste süddeutsche Vertreter spätrömantischer Geschichts- und Heimatliebe, die er, über die Grenzen der von Görres, den Schlegel und Grimm gezeigten Bahnen hinaus, für die

Bedürfnisse der 40er und 50er Jahre wirksam zu machen verstand. Diese seine Bedeutung für die schwäbische Geistesgeschichte ist noch kaum erkannt, geschweige denn geklärt. Man hat es dem geschäftigen Pfarrherrn beispielsweise zu verdanken, wenn all das, was wir heute „Reisebücher“, „Wanderführer“ usw. nennen, so früh bei uns Volksgut geworden ist: Schönhuth war der Erste, der die einfallsreiche Reiseskizze von einst zu einer selbständigen und belehrenden Gattung ausgebaut hat, die sich in historisch-volkskundlichen Auskünften wie in landschaftlichen Hinweisen gleichermaßen ergiebig erweist. Und weiter: Er ist einer der Ersten in unserem Raum, der die Literatur als „Organismus“ aufgefaßt und behandelt hat, als ein von ökonomischen und psychologischen Gegebenheiten abhängiges Instrument. Er war Vielschreiber, konnte und – wollte es sein.

Vielleicht liegt hier einer der wesentlichen Berührungspunkte mit der Wildermuth. Zunächst freilich werden es die mancherlei Musen Tübingens und deren städtisch-ländliche Reize gewesen sein, die beide in einer gemeinsamen geistigen Heimat zusammenführten. War doch der Lebensraum der Alma mater daran schuld, daß der fleißige und auch wohl ehrgeizige studiosus Schönhuth erstmals zur Feder griff und die Geschichte und Gegenwart der Universitätsstadt zu beschreiben begann. Von Tübingen ist Schönhuth, im gefühlsmäßigen wie wissenschaftlich-historischen Sinne, nie mehr losgekommen. Ottlie Wildermuth, seit den 50er Jahren schlechterdings die Tübinger Dichterin, wird ihm da wie von selbst in seinen Gesichtskreis getreten sein. Zumal ja auch sie wieder und wieder „Bilder und Geschichten aus Schwaben“ gab, wenngleich in einer historisch weit weniger belasteten, nicht selten wirklich dichterischen Weise, die ihr, wie bekannt, das Lob eines Adalbert Stifter eintrug („In unserer Zeit der Kunstlosigkeit oder der Kunstungeheuerlichkeit hat dieses gesunde Gestaltungsvermögen mich wie eine reine edle Muse mit klaren menschlichen Augen angeschaut“).

Gewiß hat Schönhuth, der immer in der Historie gefangen war, die „geistreiche Verfasserin“, wie er sie in der eingangs zitierten Widmung nannte, ein wenig beneidet um diesen frei sprudelnden Quell dichterischer Phantasie. Der, nebenbei bemerkt und teilweise im Gegensatz zum Bilde Schönhuths, nur selten spezifisch „romantisch“ geartet war. Noch als Fünfundfünfzigjährige konnte sich die Frau Professor in einem munteren Reisebericht über „eine sentimentale alte Dame“ lustig machen; mit gutem Recht, weil sie selbst nie eine war. Ihr ausgesprochener Wirklichkeitssinn hat die Flucht in die Historie – wie bei ihrer Landsmännin Luise Pichler, einer unermüdlichen Schriftstellerin – ebensowenig erlaubt wie die revolutionäre, aus klingenden Programmen genährte Mitarbeit



an der Frauenbewegung, der die ebenfalls als Erzählerin bekannte Mathilde Weber in Tübingen verschworen war. Ottilie Wildermuth kannte beides, aber hielt sich gut schwäbisch in der Mitte und blieb beim Habhaften: bei der liebevollen Jugenderziehung, die ihr wenigstens bessere Zukunft versprach. Eine Vielzahl von „Kinder geschichten“ und Erzählungen „aus der Kinderwelt“ galt dieser sozialen Aufgabe, wie die Wildermuth sie sah.

Sie steht übrigens auch hier in geistiger Verwandtschaft mit Schönhuth, der sich nicht nur als Theologe mit seiner Feder für die Jugendunterweisung einsetzte, sondern auch als Historiker und Erzähler „für die Jugend“ schrieb und 1859 sogar eine „Kleine Jugend-Bibliothek zur Belehrung und Unterhaltung“ herausgab. Überhaupt waren sie beide, die Wildermuth und Schönhuth, den hochfahrenden Ideen der großen Welt abhold. Den einen Seitensprung, den sich der Herr Pfarrer in dieser Hinsicht erlaubt hat, eine begeisterte Biographie Napoleons III., den er persönlich kannte, werden wir ihm wohl verzeihen. Der schwäbische Demokratensinn, der sich da entfachte, hat sich ganz gut mit der hohenlohischen Aristokratie vertragen, deren federnde Landauer nachweislich recht gerne vor dem originellen Wachbacher Pfarrhaus anhielten.

Beide lebten sie aus dem Gemüt der Heimat, aus dem Sich-Bescheiden und dem Genughaben am Nächsten, Gemäßen. Auch Ottilie Wildermuth, die zufrieden ist, wenn sie in Tübingen allemal „den Sonnenuntergang und das grüne Neckarthal und das alte Schloß“ erleben darf. Nur der, von Schönhuths Nachbar und Freunde Mörike so schmerzhaft empfundene „freche Tag“ zerzt an diesem stillen Glück, der „Überfluß an Geldmangel“, wie die Wildermuth in wohlthuendem Humor schreibt, „die liebe helle Prosa: Wasch einseifen, Kraut einmachen, – lauter kleine Drangsäler“. Und weil dieses eintönige Alltagslied – „äußere Veranlassung“ nennt's Ottilie karg – in Wachbach und Tübingen gleich eindringlich geklungen hat, warf man sich auf die Literatur und – schrieb, öfters als gut war mit einem sehnsüchtigen Seitenblick auf das zu erwartende Honorar. Auch dies verbindet unsere beiden: das Vielschreiben, das zu früh und zu oft den eigenen kritischen Blick für Güte und Wert getrübt hat. Man hat Seite auf Seite gefüllt und man hat gewußt, was die Leute lesen wollen; die Wildermuth in ihren klugen Familienstücken ebenso wie in ihren ehrlichen, feinen Frauengeschichten, Schönhuth in seinen vielen „Volks sagen“ und „Volksbüchern“, in denen alle zu Wort kamen, die „geduldige Griseldis“ so gut wie der rauhe „Ritter Kunibert von Katzenstein“, der böse „baierische Hiesel“ so gut wie „die schöne Elisa aus Portugal“. Ja, man hat geschrieben und ist berühmt geworden – „eine Korrespondenz durch halb Europa“ war zu unterhalten –, aber man vergaß darob nicht, das Gedruckte untereinander auszutauschen. „Du sandtest jüngst ein Büchlein mir, / Voll herziger Bilder und Geschichten“, reimt Schönhuth gerührt, „Wie kann ich für die Gabe Dir / Des Herzens schwachen Dank entrichten?“ „Hier ist ein

and'res – nimm's von mir, / Eins voll von Sagen und von Liedern / Wird es wohl Deine Gabe Dir / So würdig, wie ich's mein', erwidern?“

Wann dieser Gedanken- und Bücheraustausch, überhaupt die Bekanntschaft dieser beiden mittheilsamen Naturen ihren Anfang genommen hat, läßt sich schwerlich feststellen. Der Zeitpunkt scheint ebenso vergessen wie manches dieser Büchlein, die gewechselt wurden. Der gemeinsame Bekannte, Justinus Kerner, dürfte als Mittelsmann kaum in Frage kommen, zumal die wahre Seelenfreundschaft zwischen Ottilie und Kerner sich erst nach dem Datum unseres Briefes anzubahnen begann (eingeleitet durch die ebenso wohlgebaute wie freundlichen Verse Kerners „Dein Rührlöffel von Lindenholz, / Liebes Weibchen, der sei Dein Stolz, / Besser Dir steht er / Als die Gansfeder“). Wie gesagt, diese Büchlein und Geschichten und Reime sind heute vergessen. Geblieben ist uns nur die etwas wehmütige Erinnerung an eine Zeit, in der man „das Dämonische“ noch kaum gekannt hat und auch das Böse noch in freundliche Worte zu kleiden wußte.

Recht und gut haben sie's beide gemeint, die Wildermuth und Schönhuth, und der folgende, zum erstenmal veröffentlichte Brief bestätigt das getreulich. Er gewährt einen kleinen, aber köstlichen Blick in dieses kleinräumige, und doch so liebenswürdige Dasein von einst, in literarhistorischer wie in menschlicher Hinsicht. Und er bezeugt schließlich auch, mit welch mütterlichem Humor sich die Dichterin Wildermuth über ihr enges Reich erhoben hat. Wahrlich prosaische Fesseln für eine Frau, die, wie sie selbst klagt, „Strümpfe flicken und Kindswäsche bügeln und zum Überfluß noch Bücher schreiben soll“. Man spürt nach den paar Zeilen unseres Briefes kaum, daß die Absenderin auch Sätze schreiben konnte wie „Ich fühle und erkenne die stille Herrlichkeit um mich her, aber ich lebe sie nicht.“ Um so mehr aber, daß sie mit diesem lächerlich-ernsten Problem, „Ob ein Weib soll Bücher schreiben / Oder soll sie's lassen bleiben?“, nie ganz fertig geworden ist.

Verehrter Herr!

„Besser spät als gar nicht.“ Mit diesem weisen Spruchwort will ich mir auch ein Herz fassen, wenn ich Ihnen meinen so sehr verspäteten Dank für die gütige Sendung Ihrer Volksschriften<sup>1</sup> sage. Ich will sie nicht plagen mit Aufzählung der verschiedenen Hindernisse die sich zwischen Vorsatz und That gedrängt haben: der Kinderkrankheiten und Waschen, Besuche und Visiten der literarischen und häuslichen Geschäfte, – es kommt bei verspäteten Briefen stets auf Eins hinaus – wenn man daran denkt, hat man nicht Zeit und wenn man Zeit hätte, so denkt man nicht daran.

Gering geschätzt worden ist Ihre freundliche und reichliche Gabe darum nicht. Nicht nur mein Mann<sup>2</sup> und ich haben uns an Ihrer klaren, volksthümlichen und doch phantasiereichen Weise vergnügt die alten Geschichten wiederzugeben, – auch meine Agnes<sup>3</sup>, ein Bäschen vom



Land die auf der Bildung hier ist, zutheuerst sogar meine Magd saßen den lieben langen Tag darüber, was mich freilich als Hausfrau zu minderem Dank verpflichtete, obschon es ein Prüfstein für die Gelegenheit ist.

Ich hoffe Sie und Ihre Familie <sup>4</sup> seien indeß frisch u. gesund in geistigem u. leiblichem Gedeihen geblieben. Auch bei uns steht alles gut, mein kleiner Bube <sup>5</sup> fängt an laufen zu lernen und die Mädchen <sup>6</sup> machen Lärm für sechs, was gewiß ein Zeichen von Gesundheit ist. Mir selbst hat eine kleine Schwarzwaldreise <sup>7</sup> die ich mit meinem Mann in den Herbstferien, größtentheils zu Fuß, machte, wieder eine erfrischende Episode in's Alltagsleben gebracht.

Ich hoffe immer, daß Tübingen, das doch auch Ihre geistige Wiege war? noch so viel Anziehungskraft besitzt sie einmal hieher zu führen, wo wir uns herzlich freuen würden, Sie bei uns zu sehen.

Wenn Sie, was das Briefschreiben betrifft, nicht eine ganz glänzende Ausnahme von der Mehrzahl der Männer sind, so werden Sie gewiß geneigt sein Gnade für Recht ergehen zu lassen und meinen späten Dank für einen nicht minder herzlichen und aufrichtigen gelten lassen.

Mit meiner herzlichen Empfehlung an Ihre Frau grüßt Sie hochachtungsvoll

Tübingen,  
d. 22. Okt.

Ottile Wildermuth.

1853

<sup>1</sup> Das Jahr 1852 war, neben 1847/8 und 1850, das ergiebigste für den Sagen erzähler Schönhuth: Nicht weniger als zehn Bücher erschienen in der Reihe der „Reutlinger Volksbücher“ (bei Fleischhauer & Spohn und bei Bardtenschlager), mit den Titeln „Die Finkenritter“, „Jesu Christi Kinderbuch“, Historie „von der geduldigen Königin Crescentia“, „von Havelok dem Starken“, „von dem edlen Moringen“, „von dem Ritter von Staufenberg“, „von Salomo und Morolf“ usw. Um eine Auswahl aus diesen Schriften hat es sich bei der Sendung nach Tübingen wohl gehandelt.

<sup>2</sup> Dr. Johann David Wildermuth (1807–1885), Professor am Tübinger Gymnasium, ihr „Herr und Gemahl“, bei dessen wissenschaftlicher Arbeit (vor allem Bücher für den deutschen und französischen Unterricht an Höheren Schulen) Ottilie stets eine treue Helferin war. Er kam übrigens aus Pleidelsheim bei Marbach, und seine Verwandten waren „fast alle“, wie die Gattin ohne jede Geringschätzung berichtet, „im Bauernstand geblieben“.

<sup>3</sup> Ottilie hatte, von der Jugend bis ins hohe Alter, eine selbst für schwäbische Begriffe beinahe erdrückende Schar von Vettern und Bäschen um sich. Mit „Agnes“ dürfte „das verwaiste Töchterlein eines Bruders vom Doctor Wildermuth“ (ihrem Manne) gemeint sein.

<sup>4</sup> Über das kinderreiche Wachbacher Pfarrhaus und seine ökonomisch meist gespannte Lage gibt Mörikes Haushaltbüchlein rührende Auskunft („Wachbach in die Küche 18 fl.“ usw.). Mörike hat überhaupt herzlichen Anteil am Familienleben der Schönhuths genommen: Als den vier Söhnen Ottmar, Karl Wendelin, Rudolf und Albrecht 1847 ein Töchterchen folgte, widmete er dem Vater ein humoriges Taufgedichtchen („An O. F. Schönhuth“).

<sup>5</sup> Der ein Jahr zuvor (28. 4. 1852) geborene Hermann, der sich als menschlich und fachlich hervorragender Arzt im Schwäbischen bleibendes Andenken erworben hat (vgl. Schwäb. Lebensbilder, III, 603 ff.).

<sup>6</sup> Die am 22. 7. 1844 geborene Agnes (1866 verheiratet mit dem holsteinischen Kirchenrat Willms) und die am 3. Febr. des Revolutionsjahres 48 geborene Adelheid (nach dem Tod der Mutter lange Zeit Vorsteherin einer Stuttgarter Nervenheilanstalt). Beide haben sich schriftstellerisch betätigt, „von dem Talent und der Beliebtheit ihrer Mutter ein Stück geerbt“ (R. Krauß) und deren Andenken mit der Herausgabe ihres autobiographischen Nachlasses ein bleibendes Denkmal gesetzt (Ottilie Wildermuths Leben. Nach ihren eigenen Aufzeichnungen zusammengestellt u. ergänzt von ihren Töchtern, Stuttgart. Kröner, 1888).

<sup>7</sup> Auf dieser „Schwarzwaldtour“ – eine der wenigen richtigen Erholungen ihrer damaligen Jahre – beabsichtigte die berühmte, bei gewissen Pfarrherrn aber auch berüchtigte Verfasserin der Erzählungen „Schwäbische Pfarrhäuser“ inkognito zu reisen („sonst steinigen mich die Pfarrer unterwegs“).

## Wie in Württemberg der Gregorianische Kalender eingeführt wurde

Von Rudolf Fröhlich

Bis zum Jahre 1699 galt im protestantischen Deutschland der Alte Julianische Kalender, den Gaius Julius Cäsar im Jahre 46 vor Christi Geburt im Römischen Reich eingeführt hatte und der dann schließlich im ganzen Abendland galt. Mit Hilfe der Berechnungen des ägyptischen Gelehrten Sosigenes hatte Julius Cäsar den seitherigen unregelmäßigen Kalender so geregelt, daß der Jahresanfang auf den 1. Januar kam und das gewöhnliche Jahr 365 Tage hatte, ferner, daß aber jedes vierte Jahr ein Schaltjahr von 366 Tagen sein sollte. Als Schalttag

wurde der 29. Februar bestimmt, der bis auf den heutigen Tag als Schalttag geblieben ist. Zur Nachholung vieler in den letzten Jahren willkürlich ausgefallener Schalttage verlängerte Cäsar das Jahr 46 auf 444 Tage. Auch setzte er die noch heute gültigen Monatslängen von 28, 29, 30 und 31 Tagen fest. Ihm zu Ehren wurde durch Senatsbeschluß der seitherige 5. Monat Quintilis „Julius“ genannt. Somit sind durch die Kalenderreform im Jahre 46 v. Chr. unser Jahresanfang, unsere Monatsnamen, die Längen der Monate und unsere Schaltweise erklärt. Man